Generation-D

Deutschland hat Ideen – sie müssen nur ans Licht kommen. Es gibt sie, die genialen Einfälle, wie unsere Arbeitswelt, die Wirtschaft und die Gesellschaft fairer, effektiver, besser werden und wie wir dabei die Umwelt bewahren und das Klima schonen. Die Ideen stecken in den Köpfen vieler junger Menschen, die bislang nur nicht den Mut oder die Möglichkeit hatten, ihre Vorschläge und Konzepte in die Tat umzusetzen. Darum findet in diesem Jahr zum ersten Mal der Studentenwettbewerb Generation-D statt. Gute Einfälle verdienen Unterstützung. Als Preise locken: Zehntausend Euro – und ein Mentor aus der Wirtschaft, der den siegreichen Teams dabei hilft, dass ihre Ideen tatsächlich auch Wirklichkeit werden.

Die Kraft der jungen Köpfe

Was sich in Deutschland ändern muss, warum Reformen in Ungnade fallen – und was man dagegen tun kann

Von Marc Beise

Reformen. Immer wieder Reformen. Ob Ökonomen, Juristen, Unternehmer, Wirtschaftsjournalisten: Immerzu fordern sie Reformen; mancher mag es gar nicht mehr hören. Schon vor elf Jahren wurde „Reformstau“ zum Wort des Jahres gekürt, heute hätte es wohl Chancen auf den Titel „Unwort des Jahres“. Steuer-, Gesundheits-, Arbeitsmarkt-, Bildungsreform: Die Vorschläge liegen auf dem Tisch. Und sind allesamt unpopulär. Reicht es denn nicht langsam, fragen viele, sind die Deutschen nicht durch allerlei Veränderungen schon gestraft genug? Warum also noch mehr? Soll nicht erst einmal wirken, was bereits angeschoben ist? Oder, noch besser: Soll man es nicht einfach wieder zurückdrehen, vornehm ausgedrückt: „nachjustieren“?

Hinter dieser Sichtweise steckt ein großes Missverständnis. Es ist ja nicht so, dass gewaltige Projekte die Politik der vergangenen Jahrzehnte von Helmut Kohl bis Angela Merkel geprägt hätten. Große Reformen – und dennoch, oder gerade deswegen, sei es heute noch schlimmer? Andersherum stimmt es eher.

Deutschland hat Probleme in einer globalisierten Welt, wo aufstrebende Nationen rund um die Erde den müde gewordenen Wirtschaftsgroßmächten auf den Pelz rücken. Und diese Probleme sind ja nicht *trotz* der vielen Reformen so drückend oder gar *wegen* ihrer – sondern weil viele Veränderungen der vergangenen Jahre fehlgeschlagen sind. Oder weil es der Politik nicht gelungen ist, die Menschen mitzunehmen und ihnen den Wandel zu erklären. Flickschusterei, halbe Sachen, Widersprüchlichkeiten, Augenwischerei: Das ist die Realität in Deutschland. Den einzigen größeren Wurf wagte mit einiger Konsequenz ausgerechnet der als eher unstet bekannte Machtpolitiker Gerhard Schröder – und der ist dafür bis heute vielgehasst. Die Agenda 2010 mit ihrem Herzstück ist den meisten Deutschen ein Ärgernis.

Doch die Veränderungen in Deutschland werden in den nächsten Jahren weitergehen. Nur ein Land, das sich wandelt, wird in der globalen Wissensgesellschaft bestehen. Nur ein Land, das die größeren Herausforderungen angeht, das sich um die Zukunft der Arbeit ebenso kümmert wie um den Erhalt der natürlichen Ressourcen und den Zusammenhalt der sozialen Gesellschaft, wird seinen Bürgern auf Dauer einen hohen Wohlstand garantieren können.

Diesen Wandel kann die Politik allein nicht vorantreiben. Es ist eine Herausforderung für alle, für Bürger und Unternehmen, für Gewerkschaften, Verbände und Wissenschaftler: Und es ist insbesondere auch eine Herausforderung für die junge Generation. Für die Generation-D. Für die Studenten von heute, die schon bald die Gestalter von morgen sein werden. Sie haben die Chance, diesen Wandel zu gestalten, ihn mit ihren Ideen zu befruchten, mit neuen Denkweisen und Vorschlägen, die nicht der Norm entsprechen, die ausbrechen aus dem Gewöhnlichen.

Diese Querdenker, diese intelligenten Köpfe möchte die Wirtschaftsredaktion der *Süddeutschen Zeitung* finden. Gemeinsam mit der Bayerischen Elite-Akademie, der Allianz und der Stiftung Marktwirtschaft startet die *SZ* daher den Studentenwettbewerb Generation-D. Er wendet sich an Studenten aller deutschen Hochschulen, an jene, die bereits Ideen entwickelt haben und jene, die sie erst entwickeln wollen.

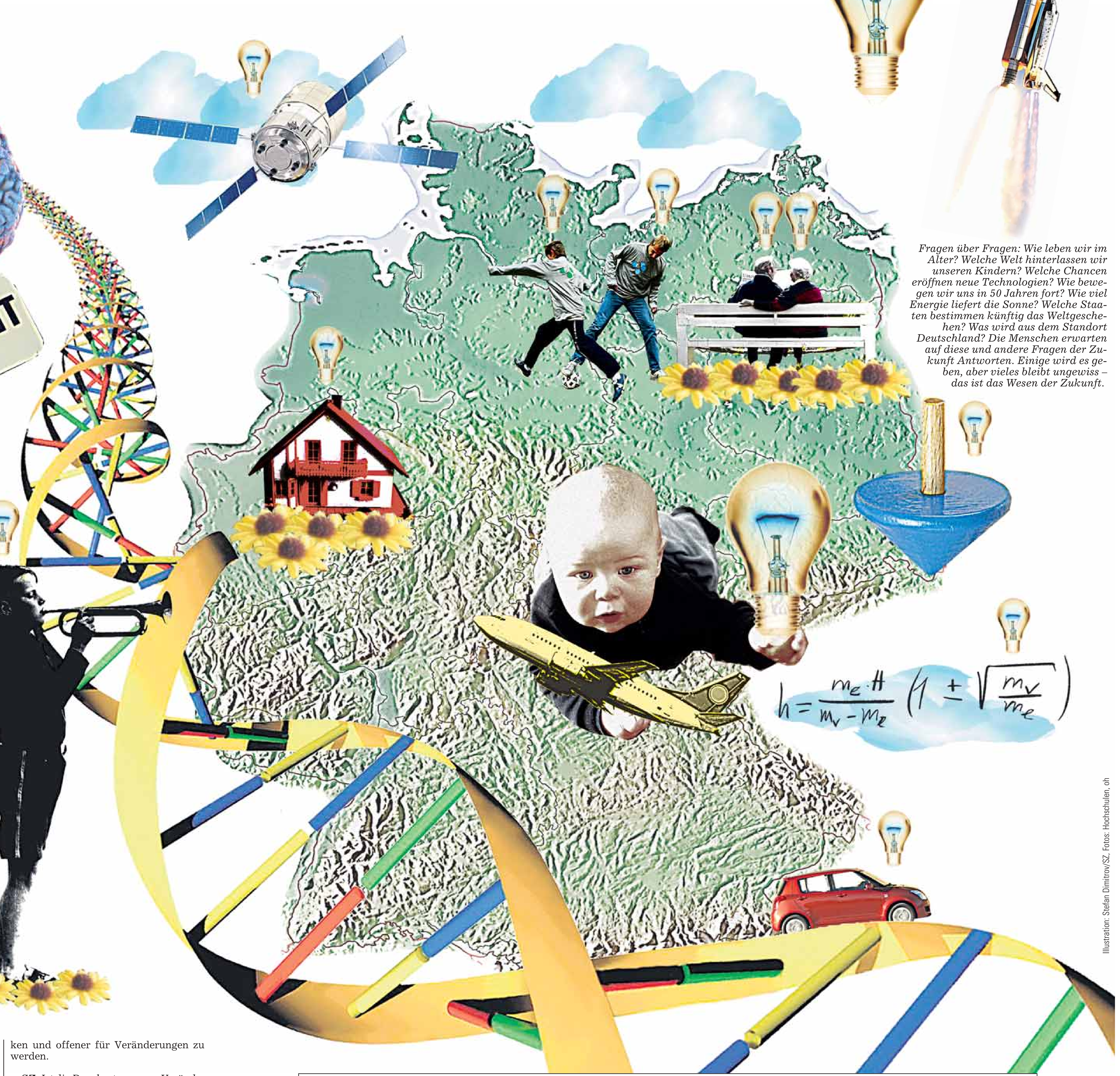
Denn dass ein Wandel notwendig ist, darin sind sich (fast) alle Wirtschaftspraktiker, Unternehmer, Ökonomen, Berater einig – unabhängig von der Frage, wo sie in der Wahlkabine ihr Kreuzchen machen. Die ökonomische Vernunft, daran kann kaum ein Zweifel bestehen, spricht für eine Fortsetzung der Reformen und Veränderungen. Doch nicht die Vernunft beherrscht die Politik, schon gar nicht die ökonomische Vernunft. Stattdessen regiert das Gefühl. Vor allem das Gefühl, es mangele an Gerechtigkeit.

Im Grunde reden wir von einer Zweiteilung der Gesellschaft: nicht in Arme und Reiche, wie sonst üblich, sondern in ökonomisch und psychologisch Argumentierende. Die einen verinnerlichen die wirtschaftlichen Zusammenhänge (auch darum, weil sie davon profitieren). Die anderen misstrauen ihnen und fühlen sich einfach unwohl. Ökonomie gegen Psychologie. Vernunft gegen Gefühl: Zwischen diesen Welten herrscht Sprachlosigkeit.

Wer zum Beispiel einen Job hat und dabei womöglich gut situiert ist, wer es also „geschafft“ hat, blendet die andere, die „unvernünftige“ Welt einfach aus. Im schlimmsten Fall nimmt er gar nicht erst Rücksicht auf die Akzeptanz seines Verhaltens. Exzesse in der schmalen Schicht der Spitzenmanager bei Gehalt und öffentlichem Auftritt sind einschlägige Beispiele.

So aber wird Deutschland in einer veränderten Zeit nicht mehr reüssieren. Denn nur wenn die beschriebenen Welten zusammenkommen, wenn Brücken gebaut werden, kann Deutschland fit werden für die Zukunft. Nur dann haben die dringend notwendigen Reformen in Gesellschaft, Unternehmen und Umwelt überhaupt eine Chance.

Wer aber, wenn nicht die kommende Generation mit ihrem jugendlichen, unverbrauchten Elan, ist prädestiniert, diese Sprachlosigkeit zu überwinden? Durch neue Gedanken, aber auch durch praxisnahe Lösungen. Raus aus dem Elfenbeinturm der Professoren und rein ins pralle Leben!



Fragen über Fragen: Wie leben wir im Alter? Welche Welt hinterlassen wir unseren Kindern? Welche Chancen eröffnen neue Technologien? Wie bewegen wir uns in 50 Jahren fort? Wie viel Energie liefert die Sonne? Welche Staaten bestimmen künftig das Weltgeschehen? Was wird aus dem Standort Deutschland? Die Menschen erwarten auf diese und andere Fragen der Zukunft Antworten. Einige wird es geben, aber vieles bleibt ungewiss – das ist das Wesen der Zukunft.

Illustration: Stefan Dimitrov/SZ, Fotos: Hochschulen, oh

Eine Postkarte für Studentinnen und Studenten an deutschen Hochschulen: Die Einladung zum Wettbewerb Generation-D.

„Schräge Vögel fördern“

Dieter Frey, einer der Initiatoren des Wettbewerbs, fordert mehr Innovationsgeist von der Jugend

Der Wirtschaftspsychologe **Dieter Frey** ist Leiter der Bayerischen Eliteakademie und einer der Initiatoren des Ideenwettbewerbs Generation-D. Im SZ-Interview spricht er über den Mangel an Visionen und die Innovationsfeindlichkeit der Deutschen.

SZ: *Herr Professor Frey, 1968 zettelten die Studenten eine Revolution an, über ihre Ideen wird noch 40 Jahre später diskutiert. Wo bleiben die revolutionären Ideen der Studenten von heute?*

Frey: Die Jugend ist heute tatsächlich wesentlich pragmatischer als früher. Ein kleiner Teil der Studenten denkt egozentrisch und macht sich wenig Gedanken um das große Ganze. Aber auch die, die in großen Zusammenhängen denken, streben meist nicht nach großen Veränderungen – weil sie dafür keine Notwendigkeit sehen. Im Wesentlichen läuft es für die Studenten in Deutschland schließlich ganz gut, existenzielle Sorgen müssen sie sich nicht machen, wenn sie sich ein bisschen anstrengen.

SZ: *Der Jugend geht es zu gut, deshalb entwickelt sie keine neuen Ideen?*

Frey: 1968 kamen mehrere Faktoren zusammen, die den Leidensdruck erhöht haben: Der Vietnamkrieg natürlich, aber auch die Große Koalition und die insgesamt verkrusteten politischen Verhältnisse in Deutschland. Zudem lag, auch international, Revolutionsstimmung in der Luft. Das Aufbegehren der Studenten damals entsprach dem Zeitgeist. All das ist heute nicht der Fall, deshalb gibt es aus psychologischer Sicht weit weniger Anreiz, sich die Mühe zu machen, neue Visionen zu entwickeln. Aber es gibt natürlich trotzdem eine Menge junger Menschen mit tollen Ideen zur Veränderung, sie werden oft nur nicht genutzt.

SZ: *Woran liegt das?*

Frey: Generell wird der intellektuelle Diskurs in Deutschland vernachlässigt, nicht zuletzt an den Universitäten. Viele Wissenschaftler denken zu wenig visionär und bemühen sich auch nicht, ihre Studenten dazu anzuregen. Sie fragen nicht nach Konzepten für eine politische, wirtschaftliche oder gesellschaftliche Neuordnung. Dabei wäre das doch die wichtigste Aufgabe: Sich Gedanken zu machen, wie die Welt morgen aussehen soll. Aber in Forschung und Lehre regiert der Pragmatismus, das ist ja auch viel bequemer. Wenn dann trotzdem ein junger Mensch eine unkonventionelle Idee hat, wird er als Spinner abgetan und nicht ernst genommen.

SZ: *Ist das nur an den Unis so?*

Frey: Das gleiche Phänomen gibt es in vielen Unternehmen. Das ist bedauerlich, weil die jungen Menschen sich rasch anpassen. Wenn sie merken, dass ihre Karriere schneller vorangeht, wenn sie die vorgegebenen, meist neoliberalen Denkmuster nicht in Frage stellen, dann halten sie sich daran. Sie hören auf, neue Ideen zu entwickeln, das ganze kreative Potential dieser Leute geht verloren. Das schwächt die Innovationskraft des Standorts Deutschland und richtet letztlich enormen wirtschaftlichen Schaden an.

SZ: *Wie könnte das geändert werden?*

Frey: Die Veränderung müsste beim Schulsystem beginnen: Die schrägen Vögel, die Querköpfe müssten gefördert und ermuntert werden, das sind die Visionäre von morgen. Heute gehen die, die sich nicht anpassen, dem Bildungssystem oft gänzlich verloren. Da müssen Schule und Gesellschaft flexibler werden: Wir müssen lernen, das Unkonventionelle zu lieben.

SZ: *Wieso fällt das so schwer?*

Frey: Gerade wir Deutsche legen auf klassische Tugenden Wert: Qualität, Gründlichkeit, Zuverlässigkeit. Wir halten uns an Regeln und Hierarchien. Das garantiert Verlässlichkeit, aber für Unerwartetes ist kein Platz. Da entsteht nichts Neues. Wenn wir nicht die Verlierer der Globalisierung sein wollen, muss sich ganz Deutschland anstrengen: Jeder Einzelne muss versuchen, freier zu denken und offener für Veränderungen zu werden.

SZ: *Ist die Durchsetzung von Veränderungen eine Bringschuld der Jugend?*

Frey: Die ältere Generation muss natürlich dafür sorgen, dass die Jungen sich entfalten können, sie muss ihnen Bewegungsspielraum einräumen. Der Großteil der Verantwortung liegt aber bei der Jugend: Sie müssen Visionen entwickeln, sie müssen sich Gehör verschaffen. Viele argumentieren ja, sie hätten nicht den Zugang zur Macht und könnten deshalb nichts tun. Damit drücken sie sich vor der Verantwortung, obwohl sie es sind, die in der Welt von morgen leben müssen, nicht die Alten.

SZ: *Aber wenn es doch kein Bedürfnis nach Veränderung gibt, wieso sollte man diese Anstrengung unternehmen?*

Frey: Wir müssen der Bevölkerung verständlich machen, dass nicht nur jedes Unternehmen, sondern jeder Einzelne im globalen Wettbewerb steht. Wir brauchen eine schonungslose Analyse des Ist-Zustands ebenso wie die Vision einer chancengerechteren und innovativen Welt der Zukunft. Es ist Aufgabe der Führungspersönlichkeiten aller Bereiche ebenso wie die der Jugend, das zu kommunizieren. Dann werden die Menschen diese Vision auch unterstützen.

SZ: *Welche Erwartungen haben Sie an den Ideenwettbewerb Generation-D?*

Frey: Wir wollen all die Ideen und Reformkonzepte, die in den Köpfen der Jugend schlummern, aber nie abgerufen werden. Da sind bestimmt viele spannende Ansätze dabei. Außerdem hoffe ich, dass über den Wettbewerb ein Diskurs beginnt, innerhalb und außerhalb der Universitäten. Es ist diese engagierte intellektuelle Auseinandersetzung, die uns bisher fehlt. Dann hätte die Veränderung sogar schon begonnen, bevor das erste Reformkonzept umgesetzt ist.

Interview: Angelika Slavik

Die Deutschen legen Wert auf Qualität, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit. Doch diese klassischen Tugenden lassen oft zu wenig Spielraum für Neues, sagt der Psychologe Dieter Frey. In Deutschland gelten Visonäre zu oft als Spinner. Aber das Land braucht solche Menschen.

Foto: Robert Haas

Der Wettbewerb: Ideen! Ideen! Ideen!

GENERATION-D
IDEEN FÜR DEUTSCHLAND. GEMEINSAM ANPACKEN.

ist ein bundesweiter Ideenwettbewerb für Studentinnen und Studenten. Er wird in diesem Jahr zum ersten Mal ausgeschrieben. Der Wettbewerb soll zeigen, dass Deutschlands Studentinnen und Studenten nicht bloß an die nächste Prüfung denken – sondern auch daran, wie sich dieses Land gestalten lässt und wie jeder es auch im Kleinen verändern kann. Gesucht werden junge, frische Ideen, mit denen sich Deutschland voranbringen lässt; Ideen, die sich studentische Teams ausgedacht haben und die sie auch in die Praxis umsetzen wollen; Ideen für Projekte, Unternehmen und freiwillige Initiativen. Gesucht werden Konzepte aus drei Bereichen, die derzeit die Debatte in Deutschland bestimmen: Arbeit und Wirtschaft – Klima und Umwelt – Soziale Gesellschaft.

Die Themen. Im Bereich *Arbeit und Wirtschaft* geht es unter anderem darum, wie wir unser Arbeitsleben besser organisieren können: Wie sehen der Arbeitsplatz, das Arbeitsumfeld und die Arbeitszeiten künftig aus? Wie lassen sich Unternehmen anders gestalten und führen? Wie können Unternehmen zur Balance zwischen Arbeit und Leben, Job und Familie beitragen?

Beim Thema *Klima und Umwelt* geht es insbesondere um folgende Fragen: Wie kann man das, was die Erde uns an Grundlagen für unser Wirtschaften bietet, durch lokale Veränderungen besser und verantwortungsvoller nutzen? Wie können große und kleine Unternehmen wachsen, neue Jobs schaffen und gleichzeitig die Ressourcen schonen? Wie lassen sich die großen Klimaziele im Kleinen umsetzen?

Der Bereich *Soziale Gesellschaft* schließlich handelt davon, was gegen die wachsende Kluft in der Gesellschaft zu tun ist: Welchen Beitrag können etablierte oder neue Unternehmen leisten, dass die Menschen am unteren Ende der Gesellschaft eine größere Chance haben? Wie lässt sich das Zusammenleben von Jung und Alt, von Arm und Reich, von Deutschen und Migranten in Städten und Gemeinden besser organisieren? Die Teams können ihr Thema innerhalb der drei Wettbewerbskategorien frei wählen, sich also auch anderen als den genannten Fragen zuwenden.

Der Zeitplan. Bis zum 15. Juli haben die Teams Zeit, ihre Ideen zu entwickeln und einzureichen. Eine neunköpfige Jury, bestehend aus fünf Studenten und je einem Vertreter von Elite-Akademie, Allianz, SZ und Stiftung Marktwirtschaft, wählen bis zum 20. August die 30 besten Vorschläge aus. In einer zweiten Bewertungsrunde verständigt sich die Jury bis zum 20. September auf die zehn Finalisten. Diese zehn Teams erhalten ein ausführliches Feedback: Was war besonders gut? Wo sollten die Vorschläge noch einmal nachgebessert oder präzisiert werden? Die Teams haben dann bis zum 15. Oktober Zeit, ihre Konzepte zu überarbeiten, um sie Ende Oktober der Jury persönlich zu präsentieren. Diese entscheidet danach über die Erstplatzierten.

Die sechs Bewertungskriterien. *Erstens:* Die Konzepte sollten kreativ und innovativ sein. Gesucht werden also keine Standardlösungen, die bereits aus den Medien bekannt sind, sondern völlig neue Ideen – oder aber bewährte Konzepte, die in einem ganz neuen Zusammenhang eingesetzt werden. *Zweitens:* Die Ideen sollten realisierbar sein und nicht bloß für die Schublade geschrieben: Man muss sie tatsächlich umsetzen können. Die Teams sollen folglich auch untersuchen, wo mögliche Widerstände liegen und wie sich die Projekte bezahlen lassen. *Drittens:* Die Vorschläge sollten nachhaltig sein, also Probleme langfristig lösen und nicht nur einem kurzfristigen Trend folgen. *Viertens:* Die Konzepte sollten effizient sein, ganz egal, ob es sich um ein Unternehmen oder eine Non-Profit-Initiative handelt. Sie sollten mit Geld und Ressourcen sparsam umgehen. *Fünftens:* Die Konzepte sollte man übertragen, also auch an anderen Orten umsetzen können. *Sechstens:* Die eingereichten Vorschläge sollten leicht verständlich sein, die Teams sollten ihr Projekt so prägnant wie möglich darstellen.

Die Bewerbung. Die Teams sollen für ihr Konzept eine Präsentation mit maximal 20 Folien einreichen, erstellt mit Power-Point oder einem ähnlichen Programm. Dazu soll das Konzept auf ein bis zwei DIN-A4-Seiten zusammengefasst werden. Die beiden Dokumente können als pdf-Datei über die Internetseite des Wettbewerbs eingereicht werden (www.gemeinsam-anpacken.de). Dort finden sich auch weitere Informationen über den Wettbewerb.

Die Preise. Den Siegern winkt ein Preisgeld von insgesamt 10 000 Euro. Zudem wird ein Mentor aus der Wirtschaft den besten Teams dabei helfen, ihre Idee auch tatsächlich umzusetzen und in der Praxis zu erproben. Der Helfer aus der Unternehmenswelt wird dabei passend zum jeweiligen Projekt gesucht. Die besten Teams werden außerdem nach Berlin eingeladen, um ihre Ideen einem hochkarätigen Publikum aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu präsentieren. Als Anerkennung für jeden Beitrag, der die Wettbewerbsbedingungen erfüllt, bekommt jedes Teammitglied eine Urkunde, mit der die Leistung anerkannt und die erfolgreiche Teilnahme am Wettbewerb bestätigt wird.

Ulrich Schäfer

Querdenker und Vorbilder: Woran Studenten tüfteln

TU Chemnitz

Das 0,04-Liter-Auto

Wie weit kann man den Verbrauch eines Fahrzeugs überhaupt runterschrauben? Sehr, sehr weit, wie das Team von „Fortis Saxonia“ immer wieder feststellt. Seit 2004 versuchen die Studenten und Absolventen ein Auto zu bauen, das mit möglichst gar keinem Treibstoff möglichst weit fährt. Und sie haben Erfolg: Ihr zweites Gefährt, das Sax 2, nahm im vergangenen Jahr am Shell-Eco-Marathon teil, wo es gilt, eine 50 Kilo schwere Testperson möglichst sparsam zu befördern. Die Chemnitzer wurden Fünfte unter mehr als zweihundert Teilnehmern. Angetrieben wird ihr Gefährt von einer Brennstoffzelle, betankt wird es mit Wasserstoff. Wenn man den Energieverbrauch des Sax 2 umrechnet in das, was Benzin leistet, dann fährt es mit einem Liter Super 2552 Kilometer weit. Das macht 0,04 Liter auf 100 Kilometer. Inzwischen bauen die Studenten bereits am Sax 3. Das Ding muss noch leichter werden, neue Materialien, weniger Kabel, da geht noch was. Bis Mai wollen sie das Fahrzeug fertig haben: Dann steht der nächste Eco-Marathon an. *reo*

Ziemlich eng, dafür ungemein sparsam: Das Wasserstoff-Fahrzeug Sax 2.

Witten/Herdecke

In acht Monaten um die Welt

Das war eine nicht alltägliche Studienreise: Unterstützt von ihrer Universität und finanziert von Sponsoren, waren die Wittener Wirtschaftsstudenten Jan Holzapfel, Tim Lehmann und Matti Spiecker acht Monate in 25 Entwicklungsländern unterwegs. Sie führten Gespräche mit Unternehmern, die sich für soziale Gerechtigkeit und verträgliche wirtschaftliche Entwicklung einsetzten – etwa zur Lösung von Abfallproblemen, die Unterstützung von Straßenkindern oder den Erhalt von Küsten-Ökosystemen. Unterwegs berichteten die drei Reisenden via Internet von ihren Erlebnissen. Außerdem gab es Internet- und Video-Konferenzen mit Schulklassen aus ganz Deutschland, um junge Menschen für das Thema nachhaltige Entwicklung sensibel zu machen. Die „Expedition Welt“, wie die Studenten ihr Abenteuer nannten, war nur der Auftakt zu einem anderen Projekt: Der Initiierung einer Stiftung mit dem Namen Welt:Klasse. Sie soll es deutschen Schülern ermöglichen, in Schwellenländern an Umwelt- und Sozialprojekten zu arbeiten. *stw.*

Ankunft in Frankfurt: Acht Monate waren die Globetrotter unterwegs.

Universität Bremen

Cleverer Rollstuhl

Rolland, der Rollstuhl, ist schon ziemlich intelligent: Er kann sich selbständig bewegen und in leeren Korridoren navigieren. Aber die Fortbewegung in Räumen mit Möbeln ist für ihn noch ein echtes Problem. Es zu lösen, darum bemüht sich das Projekt Rolland@Home am Fachbereich Informatik der Universität Bremen. Dort ist auch schon sein Nachfolger in Entwicklung, der „IntelligentWalker“. Navigation auf engem Raum und bei beweglichem Mobiliar, die Interaktion mit häuslichen Geräten, zum Beispiel durch Sprachsteuerung – das sind die Herausforderungen, die die Studenten der Arbeitsgruppe „Kognitive Robotik“ lösen wollen. Einfach gesagt, verlässt sich Rolland nicht nur auf den Menschen, sondern er macht sich selbst ein Bild von seinem Umfeld. Rolland soll Patienten mit Behinderungen, vor allem aber älteren Menschen ihre Mobilität zurückgeben. Die Menschen werden immer älter, aber alt soll nicht automatisch unbeweglich und abhängig bedeuten müssen. Service-Roboter liegen im Trend, und Rehabilitationsrobotern werden besonders gute Chancen nachgesagt. *mth.*

Technik für Menschen mit Behinderung: der Rollstuhl mit Navigation.

European Business School

Hausbau in Mississippi

An der European Business School (EBS) im Rheingau wird Wert darauf gelegt, dass Studenten nicht nur ans Geld denken, sondern sich auch sozial engagieren. Genau das tut der von der Studentin Anja Thiessen initiierte Verein Make A Difference (MAD) mit inzwischen 80 Mitgliedern. Er wurde 2005 gegründet, nachdem eine Gruppe von Studenten eine Woche lang in einem Ghetto im Staat Mississippi an einem Haus für eine bedürftige Familie mitgebaut hatte. Es war nicht der letzte Arbeitseinsatz im Land der unbegrenzten Möglichkeiten: Insgesamt haben die Studenten bereits elf Häuser miterrichtet. Durch die Arbeit würden die MAD-Mitglieder für Missstände sensibilisiert und zu sozialen Engagements motiviert, sagt Thiessen. Profiteure seien damit nicht nur die neuen Hausbesitzer, sondern auch die Studenten, die einen „nie zuvor erlebten Teamgeist“ erfahren würden. MAD finanziert sich aus Beiträgen, Spenden und Aktionen wie Partys oder Kuchenverkauf. Zehn Euro kostet eine Arbeitsstunde. Langfristig werden Partnerschaften mit Firmen angepeilt. *haz.*

Der Verein Make A Difference hilft Ghettobewohnern beim Hausbau.

RWTH Aachen

Schulen für Südafrika

Auch nach dem Ende der Apartheid sind viele Schwarze in Südafrika arm und arbeitslos. Ein Schlüssel zu einem besseren Leben ist die Bildung. Hier setzt „Montic“ an, ein Gemeinschaftsprojekt mehrerer europäischer Hochschulen zusammen mit dem gemeinnützigen österreichischen Verein S2arch. Studenten entwerfen und bauen gemeinsam mit einheimischen Schülern, Handwerkern und Freiwilligen in Südafrika Kindergärten, Bibliotheken und Schulen. Für die Primary School in Montic, einem Township von Johannesburg, haben Architekturstudenten aus Aachen bereits einen Kindergarten gebaut. In diesem Sommer errichten sie für das Ithuba Skills College eine Veranstaltungshalle für 150 Menschen. „Ithuba“ ist Zulu und bedeutet Chance. Während der fünfjährigen Ausbildung am College erwerben Jugendliche handwerkliches und unternehmerisches Basiswissen, das sie auf die häufigste Art des Erwerbs vorbereitet: die Selbständigkeit. Heute sind bis zu 60 Prozent der Menschen aus den Siedlungen um Montic ohne Arbeit. *dom*

Studenten aus Aachen bei ihrem Einsatz im Township Montic.

Universität Mainz

Migranten als Chance

Lange wurde Migration in Deutschland einseitig und vor allem fremdenfeindlich diskutiert. Parolen wie „Das Boot ist voll“ schürten die Ängste der Menschen vor einer Überfremdung des Landes. Niemand wollte die Potentiale sehen, die Migranten für ihre Gast- und ihre Herkunftsländer bieten. Um der Debatte über Migration durch wissenschaftliche Beiträge neue, positive Denkanstöße zu geben, entstand im Herbst 2006 auf Anregung von Professor Herbert Dittgen an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz die Arbeitsgemeinschaft Migration und Entwicklung. In ihr arbeiten Studenten der unterschiedlichsten Disziplinen zusammen. „Migranten sollten als Chance und nicht als Bedrohung erlebt werden“, sagt AG-Mitglied Sebastian Herold. Im November veranstaltet die AG eine Konferenz. Die Gruppe arbeitet eng mit der AG Ruanda zusammen, und beiden gehört Gaspard Ngarambe an. Auf dem Wissenschaftsmarkt im September wird er einen Solarkocher präsentieren, der Menschen in Ruanda unabhängiger vom Brennstoff Holz machen soll. *haz.*

Sonne statt Holz – ein Solarkocher für Ruanda.

TU Dresden

Wie aus dem G ein H wird

Russen tun sich mit der deutschen Sprache schwer: Buchstaben wie das H kennt das kyrillische Alphabet nicht, und so wird aus Hamburg erst einmal Gamburg. Deshalb machte sich Oliver Jokisch vom Institut für Akustik und Sprachkommunikation der Technischen Universität Dresden auf die Suche: Zusammen mit anderen Wissenschaftlern, Studenten und zwei Unternehmen arbeiten sie an einer Lehrmethode, Aussprachefehler mit Hilfe des Computers zu analysieren und zu verbessern. Die Sprachschüler können dabei auf eine audiovisuelle Datenbank mit Sprachmustern deutscher und russischer Muttersprachler zurückgreifen. „Vor allem Sprachwissenschaftler, künftige Germanisten und Doktoranden sind vom Azar-Programm überzeugt“, sagt Jokisch. „Auch der von unseren Partnerfirmen vertriebene Sprachtrainer wird immer beliebter.“ Angesport vom Erfolg arbeiten die Dresdner schon am nächsten Projekt: Euronounce widmet sich mittel- und osteuropäischen Sprachen. „Künftig“, kündigt Jokisch, „werden wir uns auch mit Englisch befassen.“ *uhl*

Das Projekt Azar tüftelte an einem „Automaten zur Akzentreduktion“.

Universität Karlsruhe

Ingenieure ohne Grenzen

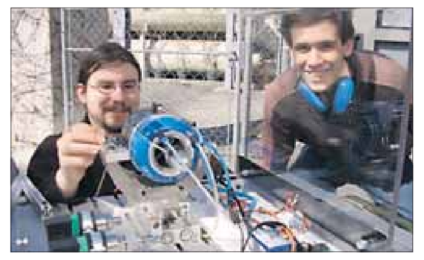
Dass die „Ärzte ohne Grenzen“ weltweit freiwillig medizinische Hilfe leisten, ist weithin bekannt. Aber kaum jemand kennt die Mitglieder der Gruppe „Engineers without Borders“ (EWB) an der Universität Karlsruhe, die vor vier Jahren gegründet wurde. Bau-, Wirtschafts- und Chemie-Ingenieure, aber auch Geologen lassen sich vom gleichen Grundgedanken leiten wie die Ärzte: Ihr Ingenieurwissen wollen sie in der Dritten Welt zur Verfügung stellen für Projekte, die die Menschen dort voranbringen. So bauten die „Ingenieure ohne Grenzen“ im Alter zwischen 19 und Ende 20 zusammen mit den Slumbewohnern im indischen Hyderabad eine hygienisch einwandfreie Wasserver- und -entsorgungsanlage. In Sri Lanka bauten sie eine Brücke über einen Fluss, sodass die Bauern ihre Felder jetzt ganzjährig bestellen können. Und zusammen mit brasilianischen Studenten konstruierten sie ökologische Modellhäuser aus Kunststoffmüll, die die Einwohner einer Armensiedlung in Curitiba im Bundesstaat Paranà leicht nachbauen können. *dad*

Im Workshop teilen deutsche und brasilianische Studenten ihr Wissen.

TU München

Kolibri im Testbetrieb

Es läuft gut. Der Prüfstand, den die Studentengruppe Hummingbird der TU München am Lehrstuhl für Flugantriebe in Garching aufgebaut haben, funktioniert reibungslos. Bald wird das Triebwerk TJ-67 LS eingebaut, dann können die Versuche beginnen. An der kleinen Turbine probieren die Studenten aus, wie sich auch an größerem Gerät der Wirkungsgrad steigern, die Emissionen senken und Abgasenergie in den Prozess zurückführen lassen. „Der effizientere Einsatz von Energie ist ein großes Zukunftsthema“, sagt Doktorand Nikolaus Spyra, er betreut das Projekt. Die Studenten haben sich nach dem englischen Wort für Kolibri benannt, weil das Triebwerk klein ist und sein Surren an den Vogel erinnert. Rund zwei Dutzend Studenten arbeiten an dem Projekt, sie wollen auch ein Triebwerk entwickeln. Die TJ-67 LS ist noch geliehen, von der Firma Alfred Frank. Auch das gehört dazu: Die Studenten müssen sich Sponsoren suchen – auch Ingenieure müssen wissen, was Kostenverantwortung ist, sagt Spyra. *etd*



Studenten an ihrem Prüfstand in Garching. Er funktioniert reibungslos.

Universität Stuttgart

Fahren mit dem Wind

Autofahren ohne einen Tropfen Sprit? Ohne Abgase und Umweltverschmutzung? Noch ist das Zukunftsmusik, aber die ersten Töne sind schon am Stuttgarter Lehrstuhl für Windenergie zu hören, dem ersten bundesweit. Ein Studententeam um Alexander Miller, einen 26-jährigen Diplomanden der Luft- und Raumfahrttechnik, konstruiert gerade das Ventomobil, eine Mischung aus Hubschrauber und Sportwagen. Es wird ausschließlich mit Windkraft angetrieben: Der zwei Meter große Rotor wandelt Wind in Bewegung um. Windenergie und Mobilität zusammenzubringen, das ist ein technisch anspruchsvolles Problem, an dem die Studenten seit November 2007 tüfteln. Noch sind nur Modelle aus Legosteinen zu besichtigen. Aber bis August muss der Prototyp fertig sein. Denn dann geht es in den niederländischen Küstenort Den Helder zum Wettbewerb „Aeolus Race“. Dort soll das Ventomobil gegen sechs andere windbetriebene Gefährte auf einer drei Kilometer langen Teststrecke antreten – und natürlich gewinnen. *dad*

Das Lego-Modell gibt es schon. Bis August muss das Ventomobil fertig sein.

Universität Greifswald

Gemeinsame Töne

Wie hilft gemeinsames Musizieren, Vorurteile und Ängste gegenüber dem Fremden zu überwinden? Welcher Zusammenhang besteht zwischen Vertrauen und der Bereitschaft zur grenzüberschreitenden Kooperation zwischen jungen Deutschen und Polen? Nach Antworten suchen Nachwuchswissenschaftler und Studenten der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald innerhalb des Graduiertenkollegs „Kontaktzone Mare Balticum: Fremdheit und Integration im Ostseeraum“. „Nach dem Wegfall der Grenzen und beim sich nun bildenden neuen Wirtschaftsraum in der Ostseeregion ist das Thema hochaktuell“, sagt Martin Krieger, wissenschaftlicher Mitarbeiter im neugegründeten Zentrum für Forschungsförderung der Universität. So will die Uni mit dem Aufbau eines „Forschungs-Innovationssystems“ den Wissenstransfer in die Praxis verbessern. „Die neue Datenbank soll den schnellen Zugriff auf die neuesten wissenschaftlichen Leistungen der Universität erleichtern“, erklärt Krieger. *uhl*

Forschungen zum deutsch-polnischen Grenzgebiet an der Uni Greifswald.

Leibniz-Universität Hannover

Sonnenhungrig auf dem Dach

Seit dem vergangenen Sommer bauen Studenten des Arbeitskreises Regenerative Energien in Hannover an einer Solaranlage auf dem Dach der Hauptmensa der Leibniz-Universität. Im Mai soll es mit der Installation der Solarmodule losgehen. Das Ziel lautet, 90 Photovoltaikmodule zu errichten, die dann jährlich ungefähr 17 000 Kilowattstunden Strom erzeugen. Ein Kohlekraftwerk würde für diese Menge Strom die Umwelt mit etwa 16 Tonnen Kohlendioxid belasten. Der Verein Ökostadt organisiert den Bau und die Verwaltung der Solaranlage, die Universität stellt den Raum zur Verfügung und sorgt für eine wissenschaftliche Einbindung. Schon mit 50 Euro kann sich jeder an dem interdisziplinären Projekt beteiligen und erhält dann 20 Jahre lang eine verlässliche Rendite. Die Uni will ihren Studenten mit dem Projekt „Sonnenhungrig“ zukunftsorientiertes Denken vermitteln. Denn wissenschaftliches Engagement müsse sich nicht auf Forschung und Entwicklung beschränken, findet der Präsident Erich Barke. *mth.*

Studenten tragen Kies vom Mensadach ab, dort soll die Solaranlage hin.

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Eine Dienstleistung des SZ-Archivs
sgawlik
SZ20080416S1023129